

120 Individualisten und ein Taktstock

Simon Rattle und die Berliner Philharmoniker starten neu. *Von Georg-Friedrich Kühn*

Darauf setzen sie jetzt alle Hoffnung, auf das «Education»-Programm Zukunft@BPhil. Nicht reine Kultur- und Bildungsarbeit für Jugendliche soll das sein. Auch das natürlich, wenn etwa mit einer Gruppe von Teens aus allen ethnischen Bereichen der Stadt unter Mitwirkung eines professionellen Choreographen eine Version von Strawinskys «Sacre du printemps» erarbeitet und, begleitet von den Philharmonikern, dann auch aufgeführt werden soll. Aber vor allem geht es um Kommunikation. Und Sir Simon Rattle gilt unter den Dirigenten als der begnadetste Kommunikator, ähnlich wie einst Leonard Bernstein und ganz im Unterschied zum verschlossenen Claudio Abbado. Man könne nicht erwarten, dass die Leute, vor allem die jungen, zu dem Orchester kommen, man müsse zu ihnen gehen, sagt Rattle. Man wolle nicht «Sitze füllen», sondern «die Leute kreativer machen». Musik ist für Rattle «kein Luxus, sondern Notwendigkeit».

Alles bleibt anders. Seit Beginn des Jahres sind die Berliner Philharmoniker eine Stiftung öffentlichen Rechts. Die Trennung in städtisch Bedienstete als «Berliner Philharmonisches Orchester» und in eine private Zugangsgemeinschaft «Berliner Philharmoniker» zur Verwertung der Medienrechte – zu Karajans Zeiten immer wieder Stein des Anstosses – ist aufgehoben. Sie sind jetzt die «Stiftung Berliner Philharmoniker» mit dem Intendanten Franz Xaver Ohnesorg als Sprecher; sie sind nicht mehr eine «nachgeordnete Dienststelle» des Senats, sondern, so Ohnesorg, «gehören sich selbst». Eigenverantwortlich und steuerfrei können sie wirtschaften und ihr Haus verwalten. Ein Vertrag garantiert – trotz der Haushaltsmisere – auf vorerst vier Jahre die Zuwendungen der Stadt. Auf Spitzenniveau angehoben wurden die Musikergehälter. Das kostspielige «Education»-Programm, das auch Konzerteinführungen ermöglicht über einen ausgebauten Internet-Auftritt via Ohnesorgs Interims-Arbeitsplatz Carnegie Hall, wird finanziert von der Deutschen Bank, nach-

dem der schon avisierte Grossmäzen Alberto Vilar klammerte. Zah hat Rattle um alle Details – Einrichtung der Stiftung, Anhebung der Musikergehälter, Zuwendungsgarantie des Senats – gefeilscht. Ihre Erfüllung machte er zur Bedingung für seine Unterschrift unter den Zehnjahresvertrag.

In gewisser Weise geht man freilich zu den eigenen Ursprüngen zurück. Als bürgerliche Selbsthilfeorganisation ist das Orchester ja vor hundertzwanzig Jahren entstanden, ähnlich dem noch über hundert Jahre älteren Leipziger Gewandhausorchester. Nicht länger wollten sich die Berliner Estraden-Musiker dem Lohndiktat des Konzert-Unternehmers Benjamin Bilse unterordnen. Sie revolvierten. Mit populären Programmen versuchten sie, sich über Wasser zu halten. Eine umgebaute Rollschuhbahn diente ihnen als erstes Lokal. Das Orchester war kommunikativ an der Längsseite des Saals placiert. Das Publikum sass an kleinen Tischen, fröhlich konsumierend. Erst mit dem Umbau der alten Philharmonie rückten die Musiker wie bei einem Sakralbau an die Stirnseite. Eine Orgel wurde eingebaut, man wollte hoch hinaus. «Heranspielen» musste man sich zunächst aber einmal an die sehr viel gediegenere Staatskapelle. Die populären Konzerte jedoch behielt man bis in die dreissiger Jahre bei: Musik für alle, solange es Rundfunk und Schallplatte noch nicht gab in Hi-Fi-Qualität.

Von Bülow zu Abbado

Für den ersten Dirigenten, Hans von Bülow, war der Makel des «Gewerbsunternehmens Philharmoniker» indes zunächst ein Stolperstein. Er wolle nicht «Ware» sein, beschied er die erste Anfrage. Als er dann 1886 doch kam, schaffte er für seine Abonnementskonzerte die bunten Programme ab. «Das Konzert bin ich», deklarierte er. Die Trias Haydn-Mozart-Beethoven war Leitstern seiner Arbeit. Musik war für ihn nicht nur ästhetischer Genuss, sondern sitlich bildende Kraft. Wie bei der kleinen Meininger Hofkapelle verschaffte er mit unerbittlicher Proben-

arbeit («Feile will Weile») und auch gelegentlichen Ansprachen ans Publikum dem Orchester Respekt. Aus pädagogischen Gründen liess Bülow Beethovens Neunte auch schon zweimal hintereinander spielen. Wie seitdem nur Claudio Abbado trat er aus freien Stücken vom Amt zurück – schon nach sechs Jahren. Dass Bülow als der erste «Orchestererzieher grossen Stils» die «eigentlichen Grundlagen für das Können des Orchesters gelegt hatte», rühmte Furtwängler noch beim Fünfzigjährigjubiläum.

«Pflegerleichter» war Bülows Nachfolger Arthur Nikisch. Mit seinem klängsinlichen Erleben eröffnete er dem Orchester dazu neue Horizonte, auch geographisch. Entscheidende Prägungen bis heute datieren indes aus der Zeit Wilhelm Furtwänglers (1922–1954). Selbst Herbert von Karajan mit seinem auf Toscanini'sche Perfektion getrimmten Musizieren konnte diese nicht ganz verdrängen. Das Unmittelbare des Augenblicks, der lange Atem für grosse Bögen – Claudio Abbado knüpfte dort wieder an, als ihm ganz unerwartet 1989 die Karajan-Nachfolge angetragen wurde. Auch für Rattle hat diese Seite des Musizierens eine herausragende Bedeutung. Seinem unmittelbaren Vorgänger verdankt Rattle die strikte Verjüngung des Ensembles, die Auflichtung des Klangbildes. Mahler und auch in Massen die Moderne des 20. Jahrhunderts, um die Karajan einen mehr oder minder weiten Bogen machte, werden so erst für das Orchester möglich. Verstärken will Rattle die von Abbado schon begonnene Linie, dem Orchester etwas von der «Originalklang»-Kompetenz spezialisierter Ensembles zurückzuerobieren. Mit dem Orchestra of the Age of Enlightenment hat er da ja Erfahrung. Mit dem Programm der ersten Saison wagt sich Rattle indes noch nicht allzu weit hervor. Seine Amtszeit begann er mit einem Werk des von ihm hoch geschätzten jungen englischen Komponisten Thomas Adès – manchem Beobachter vielleicht doch allzu modisch erscheinend. Mahlers Fünfte liess er folgen. Behutsam will Rattle

das Orchester und sein Publikum in neue Gefilde führen. Karajan zitiert er da gern: Ein Orchester sei wie ein Garten, man müsse ihn «wässern und pflegen», langsam erst könne man neue Pflanzen, neue Farben untermischen.

Kein Familienvater

Ein Akzent liegt in Rattles Auftakt-saison auch bei der in Deutschland vernachlässigten französischen Musik. Insbesondere Messiaen will er pflegen, seinen Kollegen Kent Nagano ein bisschen konkurrenzierend. Ansonsten steht – zur Klangpflege – viel Haydn, kaum Mozart und Beethoven auf dem Programm. Die Vorklassik überlässt er zunächst einmal den Spezialisten, William Christie und Nikolaus Harnoncourt. Vor allem will er aber auch mit einer neuen abbonementfreien Nachmittagsreihe, «Samstags um vier», neues Publikum zum Spontanbesuch verlocken.

Nicht nur «Hohepriester» des modernen Orchesters, sondern auch «Evangelisten» wollen die Philharmoniker in Rattles «vision of music» sein: «Das Orchester des 21. Jahrhunderts». Wie das genau aussieht, muss sich noch weisen. Kennen gelernt hat der britische Wirbelkopf dies Ur-Instrumentarium des 19. Jahrhunderts ja aus der rückwärtigen Perspektive, vom Schlagzeug her – gewiss dem mächtigsten Klangkörper eines solchen Ensembles heute. Als seine «Familie» bezeichnet Rattle das Orchester gern. Als Familienvater fühlt er sich jedoch keineswegs. Rattle und die meisten im Orchester wollen einen neuen Weg gehen. Und Rattle weiss: Diese Musiker sind eigentlich 120 Solisten, Individualisten, höchst eigenständig, höchst flexibel. Und das schätzt er an diesem Orchester auch besonders. Die Zeit der Kameradschaften, die es einmal gab, ist vorbei. Man muss sich öffnen, alte Hemmschwellen abbauen. Es ist ein Abenteuer, sagt Rattle. Aber es ist heute für Dinos wie diese die einzige Chance.